

Zeitschrift: Der Fourier : offizielles Organ des Schweizerischen Fourier-Verbandes und des Verbandes Schweizerischer Fouriergehilfen

Herausgeber: Schweizerischer Fourierverband

Band: 50 (1977)

Heft: 9

Artikel: Bedingungen einer Armee in der Demokratie

Autor: Hersch, Jeanne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-518604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man geht kaum fehl, wenn man angesichts des amerikanischen industriellen Potentials und der Grösse und Schlagkraft der bereits vorhandenen nuklearen Streitkräfte — über 2000 Einsatzmittel, Lenkwaffen und Langstreckenbomber, mit einer Zuladung von total mehr als 8500 Nuklearsprengkörpern — folgert, dass in absehbarer Zukunft die grösste Gefahr weniger von der realen Wirksamkeit der sowjetischen strategischen Rüstung und des sowjetischen Zivilschutzes ausgeht als vom möglichen Glauben der sowjetischen Führung, die Sowjetunion könnte sich von einem Nuklearkrieg rascher und gründlicher erholen als Amerika.

Dominique Brunner

Bedingungen einer Armee in der Demokratie

*aus einem Vortrag von Prof. Dr. Jeanne Hersch, Genève,
vor der Offiziersgesellschaft Baselland*

Bedingungen einer Demokratie

In einer echten Demokratie werden die Machtorgane des Staates periodisch durch das Volk, welches das allgemeine Stimmrecht hat, an der Urne beurteilt, das heisst neu oder wieder gewählt.

Ein zweites Merkmal der Demokratie ist die Anerkennung verschiedener Strömungen von Opposition. Es müssen aber auch Mittel vorhanden sein, die es der Opposition gestatten, ihre Vorstellungen mitzuteilen. «Ich bin davon überzeugt, dass da, wo Einstimmigkeit herrscht, keine Demokratie ist. Die Menschen sind eben verschieden, sie fassen den Sinn ihres Lebens auf verschiedene Weise, sie haben verschiedene Vorstellungen davon, wie ihr Staat sich entwickeln soll, und das alles stimmt nicht spontan überein. Wo man Einstimmigkeit hat, herrscht notwendigerweise eine Art von Zwang.»

Ein weiteres Kriterium einer Demokratie ist nach Jeanne Hersch dann gegeben, wenn in einem Staat eine grosse Verschiedenheit von Auffassungen und Gedanken Platz hat, die sich gegenseitig «ohne Gewalt angreifen können».

Schliesslich ist eine Demokratie nur dieser Bezeichnung würdig, wenn sie ein Rechtsstaat ist. Dieser wird definiert als ein Staat, in dem über den Menschen und ihrer Verschiedenheit und über ihren Auseinandersetzungen Gesetze gelten, die von allen als solche anerkannt worden sind.

Die Gewalt in der Demokratie

Man könnte nun glauben, dass ein demokratischer Staat auf die physische Kraft, auf die Gewalt — von der Referentin «la force» genannt — verzichten könnte. «Ich glaube, das ist eine engelhaftige Vorstellung.»

In einem demokratischen Staat existiert auch «la force», nach aussen und nach innen. Jeder Mensch, der etwas oder jemanden liebt, kommt notwendigerweise in die Situation, dieses Etwas oder diesen Jemand gegenüber anderen Ansprüchen verteidigen zu müssen. In einer Demokratie aber ist «la force» dem Recht unterworfen. Je stärker diese Kraft ist, desto strenger muss sie dem politisch gesetzten Recht und seinen Organen unterworfen bleiben.

Die Armee als physisch gegenwärtigste Kraft

Jeanne Hersch bezeichnete die Armee als die «physisch gegenwärtigste Kraft» im Staat, die als solche auch weiterhin der politischen Behörde untergeordnet sein muss.

«Ich glaube, dass eine Armee keine Kraft haben kann, ohne dass in ihr Autorität und Disziplin gegenwärtig sind und herrschen. Ich glaube, dass die dichterische Vorstellung, es gebe eine Armee, in der alle dasselbe wollen und im gegebenen Moment das Richtige tun werden ohne jede Disziplin und ohne jede Autorität, wieder eine engelhaftige Vorstellung ist.»

Je zivilisierter und demokratischer ein Volk ist, desto mehr Disziplin und Autorität hat seine Armee nötig, denn dieses Volk wird viel weniger schnell dazu bereit sein, auf Befehl zu kämpfen und letztlich zu töten. Da der Bürger als Individuum das Töten verabscheut, kann die Armee ihren Auftrag nur erfüllen, wenn «das Individuelle durch das Autoritäre, durch die Disziplin» ersetzt wird.

Von der Hierarchie in der Armee

Ist die Hierarchie in der Armee antidemokratisch?

Eine Hierarchie ist gegen die Gleichheit, was heute, wo man so sehr von Gleichheit träumt, besonders stark empfunden wird. Die Unterordnung eines Bürgers unter einen Bundesrat ist jedoch von ganz anderer Art als die Unterordnung unter einen militärischen Vorgesetzten. Im Bundesrat sieht man eine Person, die dem Willen des Volkes gemäss gewählt worden ist, die Ernennung eines Offiziers jedoch ist nicht der direkte Spiegel des Volkswillens.

Die Unterordnung unter militärische Hierarchie und Disziplin ist symbolischer Natur. So grüsst zum Beispiel ein Soldat einen Offizier nicht, weil er in ihm einen bestimmten Menschen achtet. Sein Gruss ist nur eine Zeremonie, ein Ritual, das zu einer «sprechenden, allgemeinen Aesthetik» der Armee gehört. Um ihre Gedanken zu verdeutlichen, zeigte Jeanne Hersch verschiedene zwischenmenschliche Beziehungen auf, die eine ähnliche symbolische Struktur haben. So hat man vor allem früher seinen Vater nicht seiner Tugenden wegen geachtet, sondern weil er der Vater war. Der Priester wurde als Priester anerkannt, «substantiell, auch wenn er ein schlechter Priester war».

Alle Strukturen der Gesellschaft sind jetzt krank, weil man das Symbolische daran nicht mehr erkennt. «Ich glaube, dass die Verhältnisse in der Armee wahrscheinlich klarer und leichter wären, wenn man das Symbolische wieder verstehen würde.» Der Untergebene soll in seinem Vorgesetzten nicht die reine Macht und die reine Überlegenheit sehen; er soll die übergeordnete Funktion anerkennen. Es wäre falsch zu glauben, man könne diese Art von Beziehung vermenschlichen, indem man sie schwächt. Wichtig ist eine klare Unterscheidung zwischen Symbolischem und Menschlichem.

Wer wird Offizier?

Es wird der Armee immer wieder vorgeworfen, ihre Offiziere rekrutierten sich nur aus einer bestimmten Klasse und seien deshalb natürlich kein echter Spiegel der Gesellschaft.

In einer modernen Armee muss man bestimmte wissenschaftliche und technische Fähigkeiten haben, um Offizier werden zu können; die Vorbildung wird damit zu einem wichtigen Auswahlkriterium. Da man aber heutzutage Angehörigen aller Schichten eine gute Ausbildung ermöglicht, gibt man ihnen damit auch vermehrt die Chance, Offizier zu werden.

Das Problem der Dienstverweigerer

Einerseits sollten die Dienstverweigerer nicht zu Märtyrern gemacht werden, andererseits sollte das Verweigern des Dienstes «keine Erleichterung im Leben» sein. Jeanne Hersch glaubt nicht, dass man «in die Tiefen des Herzens und Geistes» eindringen könne um zu beurteilen, ob ein Dienstverweigerer anerkennenswerte Gründe habe. «Das Recht gilt nicht da, wo man etwas fühlt, oder da, wo man etwas glaubt, oder wo man etwas bewundert, oder wo man etwas verachtet.» Folglich lässt sich eine Beurteilung von Dienstverweigerern nicht in Rechtssätzen oder Gesetzen fassen. Deshalb sollte man eine klare, oberflächliche, äussere Lösung finden, und zwar so, dass ein Dienstverweigerer als Ersatz einen «Dienst» leisten soll, der spürbar länger dauert als der normale Militärdienst, der ein Opfer verlangt, der einigermaßen ein Prüfstein wird.

Die Rechtfertigung der Armee

Die Existenz der Armee ist dann gerechtfertigt, wenn sie etwas zu verteidigen hat, wenn die Bürger eines Staates etwas verteidigen wollen. Allerdings ist es heute nur noch sehr wenigen Bürgern klar, was die Armee zu verteidigen hat.

Ursprünglich war die Armee in erster Linie dazu da, einen «Boden» zu verteidigen; in einer Bauerngesellschaft, wo der «Boden» eben alles bedeutete, wollte man ihn auch verteidigen. Was aber bedeutet heute das Wort «Boden» noch für Leute, die in «Türmen» eine kleine Wohnung haben, die in ihren Autos über alle Landesgrenzen fahren? Sie verteidigen keinen «Boden», sondern die Freiheit, die Demokratie. Um diese abstrakten Begriffe aber zu konkreten Realitäten zu machen, sollten wir den geschichtlichen Sinn für den «Boden» wieder gewinnen. Dies kann so geschehen, dass wir uns wieder bewusst werden, wie zum Beispiel im letzten Weltkrieg ein Meter Boden — die Entfernung von einer Landesgrenze — entweder Leben oder Vernichtung bedeuten konnte. Unser «Boden» muss, ähnlich wie das Zuhause, ein Ort werden, wo man einen Flüchtling empfangen kann, wo man Hilfe und Rettung geben kann. Es ist der gleiche «Boden», auf dem unsere Demokratie gebaut ist, innerhalb geographisch festgelegten Grenzen.

«Die Verbindung zwischen dieser Demokratie, das heisst der Möglichkeit, frei zu leben, und einem „Boden“ ist verteidigungswert. Allerdings muss diese Geisteshaltung bewusst und unbewusst in uns sein.

Erst wenn ein Bürger selbst erfahren hat, wie viele „Möglichkeiten“ ihm auf diesem „Boden“ offenstehen, wird er diesen „Boden“ auch verteidigen wollen. Leider aber wird heute geradezu ein Sport daraus gemacht, alles bereits Existierende als schlecht, unglücklich, als ungerecht und verbrecherisch zu verschreien.» Damit vernichtet man natürlich das Gefühl, dass man etwas zu verteidigen hat.

Die ganze äussere Leistungsfähigkeit und das innere Vertrauen hängen von der Gründlichkeit ab. Mehr noch als im ganzen übrigen Leben ist es im Militär gänzlich ausgeschlossen, dass jemand im Grossen pflichttreu und zuverlässig sei, wenn er es nicht schon im Kleinen ist.

General Ulrich Wille